

IST DAS KONZEPT DER EINHEITSGEMEINDE GESCHEITERT?

Überholtes Modell In einem Boot

PRO

VON YVES KUGELMANN

Wer ist Jude, was ist Einheit? Auf diese Fragen gibt es bisher nur halachisch orientierte Antworten. Ob dies ausreicht in einer Gemeinschaft, die inzwischen in Europa, Südamerika und in den USA ein emanzipiertes Bürgertum lebt und rechtsstaatliche Gleichberechtigung einfordert und genießt, ist ebenso fraglich wie ungewiß. Denn die Diskrepanz zwischen Forderungen an die Mehrheitsgesellschaften und die Konzessionen nach innen werden immer größer und die Glaubwürdigkeit immer kleiner.

Die jüdische Einheit ist längst am Ende, obwohl die Einheitsgemeinden noch existieren. Hätten die real existierenden Einheitsgemeinden mit ihrer heutigen Ausrichtung in Deutschland eine Zukunft, so würden sie derzeit nicht zur Disposition stehen. Die geo-soziale jüdische Landschaft hat sich nicht zuletzt aufgrund der innerjüdischen, der politischen Situation oder etwa aufgrund der Zuwanderung der russischen Juden in den letzten 15 Jahren derart verändert, daß die traditionellen Einheitsgemeinden und deren politischer Dachverband mit den nach dem Zweiten Weltkrieg formulierten Satzungen für die aktuellen Fragen und das 21. Jahrhundert schlicht nicht mehr gerüstet sind. In ihrem nur auf Halacha ausgerichteten Selbstverständnis wird die Einheitsgemeinde zur Scheinheitsgemeinde. Denn Ausgrenzung, Abschottung, Absage an die Integration und Ignoranz der Realitäten sind die Folge. In einer formal säkularen Gesellschaft müssen politische Institutionen – auch wenn sie noch so bedrängt werden von



YVES KUGELMANN ist Chefredakteur des Wochenmagazins „Tachles“, das in der Schweiz erscheint.

anderen jüdischen Organisationen – säkulare Antworten auf solche Fragen finden und gegen außen in Verantwortung auftreten. Oder er riskiert die definitive Spaltung. Judentum ist mehr als ausschließliche Religion, ausschließlich Kultur, ausschließlich Politik. Dieses Mehr ist letztlich der kleinste gemeinsame Nenner. Wer diesen ignoriert, verleugnet sich selbst und die jüdische Geschichte. Insofern stellt sich nicht die Frage, wie weiter mit der nicht mehr vorhandenen Einheit, sondern jene, was Einheit für eine entzweite Gemeinschaft sein kann. Das ist keine Konzession an die Mehrheitsgesellschaft, sondern an die zu Recht geforderte, richtig verstandene Emanzipation, die nicht die Assimilation erzwingt, sondern jüdische Antworten sucht. Solange der Begriff Einheit in der Praxis bedeutet, daß zur Einheit nur jene gehören, die nicht ausgegrenzt werden, wird die Ein-



Foto: dpa, Montage: Limberg
In die richtige Richtung? Die Einheitsgemeinde hat sich bewährt, sagen die einen. Andere glauben, sie entspricht nicht mehr den Realitäten.

heit ad absurdum geführt, wenn sie nicht einfach nur wie bisher aufgrund der Gefahren von außen, sondern vor allem aufgrund eines positiven jüdischen Selbstverständnisses formuliert werden soll.

Ein Grundpfeiler des Judentums war Achdut, die Einheit. Doch jener pluralistische Organismus, der stets auf einem kleinsten gemeinsamen Nenner gründet, ist heute einem ideologisch und religiös unterwanderten Verdrängungskampf gewichen, der in Deutschland die Gerichte beschäftigt und generell zu einem innerjüdischen Diskriminierung rund um die Vorherrschaft unter Juden geführt hat. Jüdinnen und Juden müssen den Widerspruch auflösen, wenn sie gegen außerjüdische Diskriminierung kämpfen und im gleichen Atemzug innerjüdische Ausgrenzung betreiben. Die Einheitsgemeinde darf nicht auf einer Ideologie basieren. Sie kann nur einen Rahmen

für alle bilden, sozusagen als Dachgemeinde, die mit gemeinsamer Infrastruktur und Satzung eine egalitäre pluralistische Struktur ermöglicht, die in keinem Punkt dem widerspricht, was Juden für sich einfordern. Judentum ist immer demokratisch, nie theokratisch. Solange aber Karlsruhe entscheiden muß, wer in politisch-jüdischen Organisationen Mitglied ist, weil jüdische Gemeinschaften unter sich keine Einigung finden können, ist etwas falsch gelaufen. Nicht, weil weltliche Gerichte nicht auch für Juden zuständig sein sollen, sondern weil es zu den vordringlichen innerjüdischen Aufgaben gehört, auch in der Moderne Antworten auf die großen Fragen zu finden. Solange kein neues Sanhedrin agiert, kann das Judentum nicht antwortlos verweisen bis zum Ablaufdatum gesellschaftlicher und jüdischer Entwicklungen.

CONTRA

VON RABBINERIN GESA EDERBERG

Die Einheitsgemeinde hat nicht nur eine Zukunft, ich halte sie sogar für die einzig sinnvolle Form für jüdisches Leben in Deutschland und für unsere einzige Chance, angemessene Antworten auf die Herausforderungen an jüdisches Leben in Deutschland heute zu geben. Wenn es die Einheitsgemeinde nicht schon gäbe, müßten wir sie erfinden!

Ich kenne als Rabbinerin beide Seiten der Einheitsgemeinde. Weiden in der Oberpfalz, eine kleine Gemeinde mit 300 Mitgliedern, bis auf drei Familien alle in den letzten 15 Jahren zugewandert, und Berlin, die größte Gemeinde Deutschlands mit sieben Synagogen, 12.000 Mitgliedern und mehr als 300 Angestellten. Das Gemeindefleben hier und dort läßt sich natürlich nicht vergleichen, aber als Einheitsgemeinde haben beide die gleiche Struktur. Alle Juden und Jüdinnen vor Ort können Mitglieder sein, unabhängig von ihrer religiösen oder politischen Meinung – die meisten sind es auch. Und es ist Aufgabe der Gemeinde, jüdisches Leben, vor allem religiöses Leben, möglich zu machen, wie es den Bedürfnissen und Interessen dieser Mitglieder entspricht. Die einzelnen Gemeinden, vor allem die Kleinstgemeinden, können das nur leisten, wenn sie intensive Unterstützung durch die überregionalen Strukturen der Landesverbände und des Zentralrats bekommen. Rabbiner und Rabbinerinnen in einer Einheitsgemeinde haben die Aufgabe, jüdisches Leben und jüdische Bildung zu fördern, und die Gemeinde auch jüdisch auf dem richtigen Kurs zu halten. Im 21. Jahrhundert wäre es jedoch absurd, wenn meine Kollegen und ich Autorität über das Gewissen der Einzelnen beanspruchen und ihnen vorschreiben wollten, welche Form von Judentum für sie persönlich die richtige sei.

Damit die Einheitsgemeinde jedoch eine Zukunft hat, ist eines entscheidend wichtig: Wir müssen mit Kopf und Herz verstehen und akzeptieren, daß das Judentum in sich pluralistisch ist und schon immer gewesen ist. Die Juden in Safed und in Aschkenas zum Beispiel haben sich mit ihrer unterschiedlichen Umgebung auseinandergesetzt und sind deshalb unterschiedlich geworden. Und selbst der Schulchan Aruch, die „verbindliche Festlegung der Halacha“ aus dem 16. Jh., ist ein in sich pluralistisches Buch, das an vielen Stellen eine Vielfalt von möglichen und akzeptablen halachischen Positionen beschreibt. Diese Vielfalt an politischen Meinungen und an religiösen Formen ist ein Ausdruck von Lebendigkeit und begründenswert! Das heißt, wo immer möglich, soll eine Gemeinde jüdisches Leben in seiner ganzen Vielfalt anbieten. Und wenn das nicht möglich ist, zum Beispiel wenn die Gemeinde zu klein ist, muß selbstverständlich sein, daß mit Behutsamkeit und Toleranz vorgegangen wird, und nie-

mand marginalisiert wird. Übrigens: So schrecklich ist das mit der Vielfalt ja gar nicht – über das Grundsätzliche, was Judentum ist, und wie jüdisches Leben aussehen soll, besteht zwischen den verschiedenen Strömungen durchaus Einigkeit. Es ist um so bedauerlicher, daß es in den vergangenen Jahren zu einer Verhärtung der Fronten gekommen ist, und die ideologischen Unterschiede anstatt der gemeinsamen Interessen betont werden.

Häufig wird argumentiert, wir bräuchten die Einheitsgemeinde nur deshalb, weil wir zu wenige seien und es uns sozusagen nicht leisten könnten, verschiedene Gemeinden zu haben. Und ganz sicher ist es absurd, wenn eine Gemeinde, die so klein ist, daß sie es nicht schafft, am Schabbat einen Minjan zu haben, sich in zwei Gemeinden spaltet, die dann nicht mal mehr zu den Feiertagen einen Minjan zusammenbekommen.

Aber das ist mir zu wenig. Im Talmud (Mascheh Schewuot 39a) heißt es: „Kol Israel Arewin se base – Alle Juden sind füreinander verantwortlich“. Und Rabbi Schimon bar Jochai erklärt (in Wajikra Rabba 4,5): „Man kann das mit Menschen in einem Boot vergleichen. Einer nahm einen Bohrer und fing an, unter seinem Sitz ein Loch zu bohren. Als die anderen sich beschwerten, sagte er: „Was geht euch das an, ich bohre doch nur unter meinem Sitz, nicht unter eurem!“ Diese gegenseitige Verantwortung, dieses Sitzen in einem Boot, ist Grundlage für die Arbeit in jeder Gemeinde vor Ort und die Zusammenarbeit auf Zentralratsebene.

Auf politischer Ebene, sei es im Kampf gegen den Antisemitismus oder in der Solidarität mit Israel, scheint es uns Juden in Deutschland viel leichter zu fallen, diese gegenseitige Verantwortung wahrzunehmen, als wenn es um unsere eigenen jüdischen Angelegenheiten geht. Doch „Kol Israel Arewin se base“ bezieht sich nicht nur auf die Politik. Es ist meine Verantwortung als Jude oder Jüdin, daß auch andere Juden die Möglichkeit haben, ihr Judentum zu leben. Traditionellerweise zeigt sich das zum Beispiel vor Pessach, indem ich mich nicht nur um meine eigenen Einkäufe kümmere, sondern mit einer Spende auch dafür Sorge, daß andere Juden sich Mazza leisten können. In einer modernen Gesellschaft gehört es eben dazu, daß meine Gemeindesteuern anderen Juden dabei helfen, ihr Judentum zu leben – auch und gerade, wenn sie das in einer Weise tun, mit der ich nicht einverstanden bin.



RABBINERIN GESA EDERBERG ist Geschäftsführerin von Masorti e.V. – Verein zur Förderung der jüdischen Bildung und des jüdischen Lebens in Berlin und Rabbinerin der jüdischen Gemeinde Weiden in der Oberpfalz.

Anzeige

Glücksmomente verschenken

Beiersdorf und SOS-Kinderdörfer weltweit gehen mit den „NIVEA Glücksmomenten“ gemeinsame Wege

VON DÖRTE SCHMIDT

Wie fühlt es sich an, wenn man als Kind auf einem voll beladenen, klapprigen und viel zu großen Fahrrad Waren auf den nächst gelegenen Markt fahren muss? Wie bastelt man südafrikanischen Perlen-schmuck und wie wird eigentlich Brot gebacken? Das und vieles mehr können Kinder und Erwachsene derzeit bei den „NIVEA Glücksmomenten“ erleben. Das mobile Erlebnisdorf, das bis 2006 durch insgesamt 10 deutsche Städte tourt, ist die erste große Einzelmaßnahme der offiziellen Charity-Aktion „6 Dörfer für 2006“ zur FIFA-Fußball-Weltmeisterschaft 2006. Etwa 800 Kinder in der Ukraine, Nigeria, Südafrika, Brasilien, Mexiko und Vietnam sollen durch den Bau der neuen SOS-Kinderdörfer wieder ein Zuhause erhalten. Mit den „NIVEA Glücksmomenten“ möchte die Beiersdorf AG einen maßgeblichen

Beitrag für diese Aktion leisten. Spielerisch können Kinder und Erwachsene bei einem Spaziergang durch das Erlebnisdorf eigene Glücksmomente sammeln und ein Stück von ihrem Glück an bedürftige Kinder weitergeben. Eintrittsgelder und zusätzliche Spenden unterstützen das Projekt „6 Dörfer für 2006“ zu 100 Prozent.

Eine sozial geprägte Unternehmensstrategie, die man heute als „Corporate Citizenship“ bezeichnet, hat bei Beiersdorf eine lange Tradition. Schon Oscar Tropolowitz (1863 – 1918), der die Grundlagen für den Aufstieg des Hamburger Konzerns legte, fühlte eine tiefe Verantwortung den Menschen gegenüber. So führte der aus einer assimilierten jüdischen Familie stammende Unternehmer nicht nur Weihnachts- und Urlaubsgeld ein, sondern gründete unter anderem auch eine Unter-



stützungskasse für in Not geratene Mitarbeiter. Aus der von Tropolowitz ins Leben gerufenen Stillstube für junge Mütter wurde 1938 ein betriebseigener Kindergarten, der mit den Jahren zunehmend ausgebaut wurde. Heute ist das Lachen von rund 60 „Beiersdorf-Kindern“ in einem eigenen Gebäude zu Hause.

In die Zeit von Oscar Tropolowitz fällt auch die Geburtsstunde der NIVEA Creme, die es heute selbst im letzten Winkel der Erde zu kaufen gibt. Mit Paul Gerson Unna und Dr. Isaac Lifschütz verband ihn – über den jüdischen Ursprung der Familien hinaus – das Bestreben, eine stabile Grundlage für eine Salbe zu finden. Dies gelang Dank des neuartigen Emulgators „Eucerit“. Unter der Ägide des Eucerit-Entdeckers Dr. Isaac Lifschütz nutzte Oscar Tropolowitz mit einem Forscher-Team den ursprünglich für die Medizin entdeckten Basisstoff zur

Entwicklung einer völlig neuartigen kosmetischen Creme: der NIVEA Creme. Seit der Geburtsstunde dieses Beiersdorf-Klassikers im Jahre 1911 steht die Marke NIVEA für Vertrauen und Zuverlässigkeit. Werte, die bestens zu „Familie“ und den SOS-Kinderdörfern weltweit passen. Und so fügt sich auch das Projekt „NIVEA Glücksmomente“ nahtlos in die Tradition ein. Viele Besucher folgten der Aufforderung, ihre ganz persönliche Antwort auf die Frage „Was macht dich glücklich?“ niederzuschreiben. Auf den kleinen, bunten tesa „Notes“ stehen Dinge, die man mit Geld allein nicht kaufen kann: Mut, Gesundheit, Erlebnisse mit der Familie oder Lachen. Und in krakeliger Schrift steht auf einem von ihnen nur ein Wort: „toll!“ (= toll). Wer die „NIVEA Glücksmomente“ selbst erleben möchte, findet weitere Informationen unter: www.nivea.de oder www.sos-kinderdorfer.de